

eigentlich nur für ihre Nachfahren, ihre Kinder und Enkel zu Papier bringen und dabei entstand dieses kleine Buch. Ihre Geschichte ist sehr ergreifend: Elisabeth Knödler geborene Fleckenstein beschreibt ihre Schulzeit, die Flucht und den Neuanfang mit gerade einmal 14 Jahren nach dem Krieg in Deutschland. Sie gehörte zur dritten Generation ausgewanderter Donauschwaben und lebte mit ihren Geschwistern, Eltern und Großeltern väterlicherseits auf einem landestypischen Bauernhof in Ungarn. Die Landwirtschaft mit Viehhaltung konnte vor dem Zweiten Weltkrieg die ganze Familie ernähren. Die Arbeit ohne Hilfe von Maschinen war schwer, deshalb half ein Knecht dem Vater auf dem Feld. Die Mutter war für die Hof-, Garten- und Hausarbeit zuständig, wobei ihr auch die Kinder zur Hand gehen mussten. Zur großen Wäsche kam dann noch eine Frau, um der Mutter bei der schweren Arbeit zu helfen, denn das war alles noch Handarbeit. Die Umgangssprache war ungarisch, auch für die Kinder; nur zu Hause wurde schwäbisch gesprochen. Am 1. September 1937 wurde Elisabeth Knödler eingeschult, in der Schule herrschte strenge Trennung zwischen Mädchen und Buben. Die Mädchen wurden in einer Klosterschule unterrichtet, dann folgten vier Jahre Oberstufe. Als Elisabeth Knödler 1941 in die erste Klasse der Oberstufe wechselte, trat Ungarn an der Seite Deutschlands in den Krieg ein. Auch ihr Vater kämpfte jetzt in der ungarischen Armee gegen Russland. Als dann im Herbst 1944 die Russen vor der Tür standen, mussten die arbeitsamen Schwaben, die dieses Land seit Generationen urbar gemacht hatten, sich entscheiden: Entweder sie flüchteten oder sie würden den Russen in die Hände fallen. Die Familie von Elisabeth Knödler schloss sich ohne den Vater, der noch im Krieg war, einem organisierten Treck mit Pferdewagen an, der Bácsalmás verließ. Sie wollten zwar in Richtung Deutschland, aber es verging kein Tag ohne die Hoffnung, doch wieder in ihre Heimat zurück zu können. Mit der Zeit ging der mitgenommene Proviant aus und man war dankbar für jede Scheibe Brot, die einem unterwegs zugeschoben wurde, damit zumindest der schlimmste Hunger gestillt war. Unterwegs kam dann plötzlich die Nachricht, dass man wieder in die Heimat zurück könne, weil der Krieg vorbei war. Pferde und Fuhrwerk waren jedoch schon weg, da sie unterwegs von deutschen Soldaten beschlagnahmt worden

waren. Mit dem notwendigsten Gepäck ging es nun mit dem Zug zurück in die Heimat. Dort waren bereits Fremde auf dem Hof eingezogen. Deshalb bekam man zunächst einen anderen Hof zugewiesen. Nicht lange danach erfolgte dann schließlich die endgültige Vertreibung der Donauschwaben aus ihrer angestammten Heimat. Die Ankunft mit dem Zug in Backnang war für die Familie von Elisabeth Knödler sehr herzlich, die Menschen hier waren freundlich. Zuerst wurde man in Baracken untergebracht, anschließend bei Familien, die ein Zimmer zur Verfügung stellten. Durch viel Arbeit und Fleiß konnte später mit dem aus dem Krieg zurückgekehrten Vater sogar ein eigenes Haus gebaut werden. Es ist wichtig, dass Elisabeth Knödler ihre Geschichte nicht nur für die Nachfahren geschrieben hat, sondern für uns alle, die wir größtenteils nicht mehr erlebt haben, was Hunger und Vertreibung aus der Heimat bedeuten – für uns, die fast alles im Überfluss haben. Es mahnt uns, achtsam zu sein, was gerade in der Welt passiert, in Hinblick auf Kriege, Vertreibung und Verbrechen an den Menschen.

Waltraud Scholz

Literatur zu den einzelnen Orten

Auenwald

Ingo Sperl: In Teufels Küche. Leben mit einer chronischen Krankheit und ihren Folgen. Mit einem Nachwort von Sigrid Klimbingat. Rosengarten b. Hamburg: Steinmannverlag 2014, 180 Seiten.

Dr. Ingo Sperl, Pfarrer in Oberbrüden-Unterbrüden, legt mit diesem Buch einen eindringlichen, sehr persönlich gefärbten Lebensbericht eines chronisch kranken Menschen vor, auch mit dem Wunsch, den Gesunden „zu helfen, uns zu verstehen und neu zu achten, ohne unsere Krankheit in den Vordergrund zu stellen“. Und er möchte sich (und anderen Betroffenen) „helfen, weich zu bleiben trotz aller Schmerzen, Leiden und Beschwerden“.

Der Titel „In Teufels Küche“ klingt zunächst befremdlich. In einem gleichlautenden Gedicht erfahren wir, wie die einzelnen „Zutaten“ der jahrzehntelang andauernden Krankheit im Ergebnis schmecken mögen: „Man nehme eine Portion Schmerzen. Groß genug und gut verteilt. Dazu et-

was Angst. Zwischendurch, je nach Geschmack, auch Panik.“ Gegen eine derartige Illusionslosigkeit kommen auch „zwei Messerspitzen Hoffnung“, die dem Teufelstrank aus Medikamenten untergerührt werden, nicht an. Auch „die Liebe, die gerade zur Verfügung steht“, habe keinerlei Chance, aus dem Ganzen einen heilenden Trank zu machen. Solche von Pessimismus geprägte Gefühlslage stellt aber nur eine Facette dieses Lebensberichts dar. Sie gehört jedoch dazu, um die ganze Bandbreite im Leben eines chronisch Kranken zu erfassen. Dazu bedarf es der Sichtweise eines Menschen, der mit wachem, untrüglichen Blick und mit radikaler Ehrlichkeit auf sein Leben und das der anderen, der Gesunden, blickt: „Chronisch kranke Menschen werden oft vom Leben abgeschnitten.“ Dass jedoch all ihre Anstrengungen, ihre Sehnsüchte auf die Totalität des Lebens – Krankheit und Gesundheit, Angst und Unbeschwertheit, Trauer und Glück – gerichtet sind, das will dieser Lebensbericht schildern.

Der Verfasser vermittelt uns eine Art Summe seiner Erfahrungen und Überlegungen. Bemerkenswerterweise möchte er, der Pfarrer, der so viel Persönliches preisgibt, nicht ein Buch über das Religiöse in ihm schreiben, das im „geschützten Ort meiner Seele“ bewahrt bleiben solle. Aber von Gefühlen, von Träumen, von Reflexionen über Grenzsituationen des Lebens ist viel die Rede. Der Leser wird aufgefordert, den Autor auf seinen „Gedankenreisen“ zu begleiten und zu entdecken, „was es heißt, bedroht und mit Grenzen zu leben“. Das Buch ist nicht aufgebaut im Sinn einer Chronologie der Entstehung und Entwicklung der Krankheit. Größere und kleinere Kreise werden um das Geschehen gezogen, das sich zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten ereignete. So versucht er, zu den Kernfragen vorzudringen, sie von allen Seiten her abzutasten. Wie kann der Mensch mit dieser Trauersituation umgehen? Fragen nach dem Warum, nach dem oftmals als unergründlich empfundenen Sinn, dem Zurückgeworfensein auf menschliche Grenzen, Erfahrung von Ohnmacht und Einsamkeit des Kranken – und Erfahrung von Veränderung, Akzeptanz – werden durch das Leiden ausgelöst.

Aus eigener Erfahrung gespeiste Überlegungen zu den Pflegediensten in Altersheimen und Hospizen, bei der Trauerarbeit und der Sterbebegleitung sind integriert. Sperls lebenslange intensive Beschäftigung mit diesen Themen, die

er auch in verschiedenen Veröffentlichungen vorlegte, bildet den Hintergrund für die genaue Schilderung derartiger Begegnungen mit den Grenzsituationen im Leben des Menschen. Aus seinen persönlichen Erfahrungen als Seelsorger in diesen Heimen und als ausgebildeter Trauerberater kann er sagen: „Ich habe mir Zeit gelassen. Zeit zum Schweigen. Zeit für Begegnung.“ Im Zentrum einer Trauerkultur müsse die Erkenntnis stehen, dass „Sterbebegleitung“ auch „Lebensbegleitung“ sei. Seine Gedanken kreisen um die Frage, ob man Trauern lernen und zugleich Leben lernen könne. Um diese Polarität im Dasein des Menschen, um seine Sehnsucht nach Ganzheit und Fülle des Lebens geht es letztlich in allen Texten des Buches.

Das (schon früher einmal veröffentlichte) „Märchen von einem, der dem Tod davonlaufen wollte“ schlägt ein Leitmotiv des Buches an. In rührender und vergeblicher Hilflosigkeit bittet der Sterbende unter anderem, „noch einmal sein Herz vor Liebe schlagen“ zu hören, „noch einmal nur ins Auge eines nahen Menschen sehen“ zu dürfen. Der Tod, tief berührt gerade auch im Wissen um sein Außenstehen, sein Fremdbleiben für den Menschen, erlebt nun mit, „eine glitzernde Träne der Bitterkeit“ im Auge, wie der Sterbende „leise entschlief“. Sanft darf er sterben, dieser Mensch; seine „traumhaften Sehnsüchte(n)“, die im Leben zu ihm gehörten, begleiten ihn dabei. – An zwei weiteren Stellen rückt die Todes-Thematik in den Mittelpunkt des Textes. Es sind die Kapitel „Der Tod der Unsterblichen“ und „Ich hatte nichts mehr zu verlieren“. Im ersten Fall wird eine Traueransprache abgedruckt, die Sperl nach dem plötzlichen Unfalltod eines befreundeten Arztes hielt. Seine eindrucksvolle Predigt, bei der Feier im Jahre 2004 untermalt mit Bluesmusik, beginnt mit einer Totenklage aus Rumänien (der früheren Heimat) und mündet in eindringliche Fragen nach dem Lebenssinn („... wenn da keine Antwort ist“). – Intensives Mitfühlen und Mitdenken wird in noch stärkerem Maße ausgelöst beim Lesen des Kapitels, in dem sich der Verfasser an die Darstellung des alle schockierenden Selbstmords seiner getrennt von ihm lebenden ersten Ehefrau herantastet. Die Ohnmacht, die vielen ungelösten Fragen, Verletzungen, versuchte Antworten, Wut und Trauer, der Umgang mit den Erwartungen der Außenstehenden, der Institution Kirche – offen und sensibel berichtet der mit

solch Unfassbarem Konfrontierte über das Geschehen. Im bereits früher verfassten Gedicht „Meine Blume (für Gitta)“ schwingt bereits die Trauer um den Verlust der geliebten Frau mit. Und Sperl bekennt: „Ich glaube, dass ich durch Gittas Tod gelernt habe, dass viele Menschen gerade darin ein Vorbild suchen, dass einer sein Herz zeigt, Mensch wird, und nicht die überhöhte, unwirkliche Rolle spielt.“

Aus den Lebenskrisen und Erschütterungen heraus ist auch jenes Kapitel zu verstehen, das als einziges direkt eine biblische Heilungsgeschichte aufnimmt, nämlich die Geschichte vom Kranken am Teich von Betesda (aus dem Johannes-Evangelium 5,1–9). Betesda wird hier mit Blick auf die vielen, die keine Heilung erfahren, auf radikale Weise als „Ort der Verzweiflung, der Wut und der Ohnmacht, der Hoffnungen und der Depressionen“ beschrieben. Die Antwort desjenigen Kranken, der von Jesus geheilt wird, („... ich habe keinen Menschen“), wird für den Verfasser zum Ausgangspunkt nüchterner Überlegungen: „Nimm Abschied von dem Geliebten, aber gebrauche es, solange du es hast, ohne Illusion. Es ist nicht festzuhalten, es ist einfach nur zu leben.“ Und da bleibt die Botschaft: „Wenn einer zu dir kommt und mit seiner Engelhand das Wasser deiner Träume bewegt, dann wirst du spüren, wie viel Leben noch in dir verblieben ist. Es wird sich austauschen mit dem Leben deines Begleiters, der sich für dich interessiert und hinter deiner Vergänglichkeit den Wert des Augenblicks entdeckt.“

Der Wunsch, einfach nur leben zu wollen, bricht immer wieder elementar durch und weckt die Sehnsucht nach einer Gegenwelt zum Kranksein, nach einer Welt der Schönheit, des Aufnehmens mit allen Sinnen, nach Liebe. Erinnerungen an die Jugendzeit mit ihren „weißen Wolken“, dem Bild des Vaters etc. werden wach. Bilder aus der alten Heimat Rumänien, Momente intensiv gelebter Freundschaften tauchen auf. Sie mischen sich mit der Vision der Mittelmeerinsel „Ikaria“, getaucht ins goldene Licht der untergehenden Sonne, des „Helios“. Das Meer, die Steine, der Wind erzählen dem lauschenden Menschen hier noch von der Trauer des Dädalos, dessen Sohn Ikaros der antiken Sage nach auf seinem Höhenflug der Sonne zu nah kam und ins Meer stürzte. Am Ende steht für Sperl die Überzeugung: „Ikaria ist auf der ganzen Welt.“ Er weiß, dass man

das Leben über das Trauern wieder „leise“ lernen kann. Und auch die Liebe zu Frau und Kind gebe Halt, sei ein Ort der Geborgenheit und Verwurzelung. So heißt es denn auch auf dem Cover des Buches: „40 Jahre chronisch krank – Dennoch: Das Leben ist schön. Eine Einladung zum Nachdenken, aber auch zum Genießen aller schönen Tage! Meinen Schwestern, meiner allerbesten Frau und meinen Freunden.“ Im nachdenklich machenden letzten Kapitel, entstanden inmitten einer erneuten schweren Gesundheitskrise, stellt der Autor fest, dass nun auch die „Worte an Grenzen“ gelangen. Den Leser werden die vielfältigen Themen mit ihrer differenzierten sprachlichen Ausformung noch lange beschäftigen.

Ein Pendant zum Lebensbericht ihres Mannes ist das Nachwort seiner Frau. Sigrid Klimbingat schildert die enormen Herausforderungen in ihrer Doppelrolle als ausgebildete Fachärztin und als Ehefrau. Es ist bewegend, nachlesen zu können, wie sie damit ringt, dieser im Grunde über ihre Kräfte gehenden Aufgabe gerecht zu werden. Der Leidensdruck, immer wieder an die Grenzen des emotional Möglichen zu gelangen, gilt für beide Partner, die die Gefühle der Ohnmacht kennen und sich dennoch immer wieder durchkämpfen. Ihr tapferes Motto lautet denn auch: „Man kann das Leben nicht verbreitern oder verlängern, nur vertiefen.“ Und dies gilt auch für Sperls Doppelbelastung als berufstätiger Pfarrer und als kranker Mensch mit vielen Auszeiten. Seine Frau formuliert angesichts enttäuschender Erfahrungen: „Wunden, Erschöpfung und Arbeit – krank und gesund – Auszeiten im Krankenhaus und Arbeitszeiten zu Hause, er lebte beides, sowohl als auch. Die Arbeit leistete einen wichtigen Beitrag zu seiner Lebensqualität, zu unserer Lebensqualität. [...] Arbeit erfordert Kraft, kostet Kraft und schafft wieder neue Kraft, Kraft zum Durchhalten, zum Gesunden, zum Heilen. Sie schafft immer auch neue Lebenskraft. [...] Die Arbeit chronisch Kranker zeigt der Welt ihre Grenzen, indem sie die Grenzen eines Menschen sichtbar werden lässt.“

Die offen ausgesprochene Befürchtung der beiden Autoren, eine derart rückhaltlose Ehrlichkeit mache sie verletzbar, ist durchaus verständlich. Sensible Leser werden sich aber dessen bewusst sein.

Rolf Königstein